

„Stoppen Sie diesen Unsinn!“

„Flussholz“ - unverzichtbar im Flussbett oder ein Risikoelement?

Vortrag von Thomas Steinberg zum Fachkolloquium „Wilde Mulde“ am 13. und 14.11.2019 in Dessau

Thomas Steinberg

Freier Journalist

Telefon: 0178 4780415

Mail: presseinfo@elbwiese.de

Meine Damen und Herren,

ich darf zunächst um Entschuldigung bitten. Im Programm ist mein Vortrag unter dem Titel „Warum Natur nicht immer Wildnis ist“ angekündigt. Das ist leider nicht richtig, was indes nicht dem Veranstalter anzulasten ist. Tatsächlich hatte ich ihn vor einigen Wochen wissen zu lassen, zum Thema Wildnis zu sprechen. Dazu hatte ich schon viel recherchiert – und glauben Sie mir, Wildnis ist ein sehr weites Feld, obwohl wir diese in Deutschland wohl nicht mehr finden.

Aber dann bin ich auf andere Themen gestoßen, habe den ursprünglichen Plan verworfen und somit die Ankündigung obsolet gemacht. Das hat mich gleichzeitig gezwungen, einen neuen Titel für meinen Vortrag zu suchen, und der lautet jetzt: „Stoppen Sie den Unsinn“.

Vor einigen Wochen, an einem warmen, man könnte sagen, zu warmen Septembertag, hatte der WWF zum 4. Mulde-Fluss-Tag eingeladen. Zum Programm gehörte ein Bustour vom Landhaus in Dessau nach Retzau, 20 Mulde-Kilometer stromauf gelegen. Die letzten Meter rumpelte der Bus über Landwirtschaftswege, bevor er am Deich stoppte. Von dort aus sollte es zu Fuß weitergehen, und genau dort warteten auch einige Leute, unter ihnen ein Mann, der ein T-Shirt trug, auf dem man lesen konnte „Wasserwehr Retzau“.

Falls das mehr als ein modisches Statement gewesen sein sollte – die sinnfreie Beschriftung der Bevölkerung hat ja inzwischen ein beachtliches Maß erreicht –, falls das also mehr als ein modisches Statement gewesen sein sollte, hatte der Mann vermutlich die Fluten 2002 und 2013 erlebt und wusste, was bei einem Hochwasser zu tun wäre. Ich war mir deshalb sicher, dass es Ärger geben würde, denn etwas unterhalb von Retzau hatte der WWF auf 600 Meter Länge Uferbefestigungen abräumen lassen. Das Ziel war unzweifelhaft formuliert: Der Fluss sollte sich in diesem Bereich wieder frei bewegen können. Einen Wasserwehrmann könne so etwas nicht erfreuen, dachte ich.

Die Gruppe stiefelt dann durchs Gelände bis zu dem entsteineten Muldebogen. Es gab Erklärungen, was man gemacht habe, was wohl geschehen werde im Laufe der Zeit. Zu meinem großen Erstaunen, gab es keine Widerworte vom Wasserwehrmann, im Gegenteil nickte er gelegentlich wohlgefällig, und auch die ihn begleitenden Retzauer schienen's zufrieden.

Ich war also völlig verblüfft.

Schließlich hatte ich die Startphase des Projekts „Wilde Mulde“ miterlebt, genauer gesagt, jene Phase, in der es in die Öffentlichkeit gelangte. Und dass diese schwierig war, wissen zumindest jene unter Ihnen, die zwischen Dessau und Raguhn unterwegs waren, stets bemüht, Bedenken von Muldeanrainern zu zerstreuen, die ihnen in Ortschaftsräten vorgetragen wurden. Obwohl ich den Satz nur aufgeschnappt habe, ich glaube es war während des erwähnten Retzau-Trips, möchte ich Georg Rast zitieren: „Wir sind da etwas reingestolpert.“

Das halte ich für bemerkenswert: Da gesteht jemand unumwunden einen Fehler ein. Wir sind da etwas reingestolpert. Aber, das lässt sich wohl sagen, der WWF und alle Projektbeteiligten haben dann doch Tritt gefasst und auch mit Blick auf die Öffentlichkeit laufen gelernt. An Angeboten, sich dem Projekt zu nähern, herrschte kein Mangel: Es gab Vorträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, mehrere Mulde-Fluss-Tage, Filmvorführungen, Beiträge in der Presse und im Fernsehen. An Details ließe sich immer herummäkeln - die Websites könnte hie und da eine verständlichere Sprache vertragen, der Facebook-Auftritt häufiger aktualisiert werden -, aber alles in allem könnten gerade staatliche und politische Akteure von der „Wilden Mulde“ lernen, wie man ein öffentliches und öffentlich finanziertes Projekt kommuniziert.

Lassen Sie mich kurz die Genese des Projekts „Wilde Mulde“ skizzieren. Ende 2011 wurde vom Bundesforschungsministerium eine Förderrichtlinie zur Biodiversitäts-Forschung aufgelegt. Projektskizzen sollten möglichst bis April 2012 eingereicht werden, war diese Hürde genommen, musste weiteres Material nachgeschoben werden. Der WWF präsentierte das Projekt „Wilde Mulde“ und bekam einen Zuschlag, als Projektbeginn wurde offiziell der 1.12.2015 festgeschrieben.

Erste Informationen über das Projekt wurden schon vorher bekannt. Am 2. Januar 2015 wettete der Ortschaftsrat Waldersee bei seinem Neujahrsempfang gegen das Vorhaben. In der Mitteldeutschen Zeitung hieß es: „Die Konsequenzen der Verwilderung einer über Jahrhunderte gestalteten Kulturlandschaft seien weder den Geldgebern noch den Projektbetreibern bekannt.“ Und, als Aufforderung unter anderen an den anwesenden sachsen-anhaltischen Ministerpräsidenten Rainer Haseloff: „Stoppen Sie diesen Unsinn sofort.“ Der erwiderte Unverbindliches, und er ist mir jedenfalls im weiteren Verlauf nicht als Kämpfer wider dieses Unsinn auf gefallen.

Ich vermute, allein der Name des Projekts „Wilde Mulde“ musste den Walderseern als pure Provokation erscheinen, waren doch ihre Häuser beim Hochwasser 2002 untergegangen. Damals, ich hatte den Feuerwehrfunk abgehört, war ich nur wenige Minuten nach dem Deichbruch in Waldersee, und ich darf Ihnen sagen, es ist ein unheimlicher Anblick, wenn da eine Art Wasserwand in der Landschaft steht und das Wasser fließt und fließt und fließt.

Weil der Stadtteil bereits evakuiert war, standen wir da nun zu zehnt und versuchten völlig sinnlos aus Sandsäcken einen Deich zu errichten; ein Fernsehteam dokumentierte unseren heroischen Einsatz. Nach meiner Erinnerung vergingen zwei Stunden, bevor die Bundeswehr mit schwerem Gerät anrückte und vor sich hin zu dilettierte. Am Abend stand Waldersee jedenfalls unter Wasser.

Wieder ins Jahr 2015, zum Projekt „Wilde Mulde“. Der Ärger war also groß in Waldersee und andere Ortschaften entlang der Mulde, und der WWF versuchte, mit Informationsveranstaltungen die Gemüter zu beruhigen. Bei der zweiten im September 2015 war ich für die hiesige Lokalzeitung zugegen.

Normalerweise bin ich als Journalist ein geduldiger Mensch. Diese Veranstaltung im Walderseer Rathaus aber habe ich vorzeitig verlassen. Das Ganze wurde mir nämlich schlicht zu blöd, als der Walderseer Ortsbürgermeister forderte, alle Bäume im Tiergarten müssten gefällt und dazu der Schutzstatus für dieses Gebiet ein paar Kilometer oberhalb der Flussmündung aufgehoben werden.

Das Podium schien heillos überfordert, wie es mit solchen und anderen Zumutungen umgehen sollte, die man getrost populistisch nennen darf. Aber den Hochwasserschutz hatte sich der Ortsbürgermeister zu seiner Lebensaufgabe gemacht und sah diese nun bedroht durch ein paar irre Wissenschaftler, die allen Ernstes Bäume in die Mulde werfen wollten.

Mit dieser Erfahrung versuchte der WWF es besser zu machen und lud im April 2016 - also fünf Monate nach Projektbeginn - erneut zur Diskussion ein, und zwar in den an der Mulde gelegenen Krötenhof. Diese ehemalige Fabrikantenvilla ist eines der beiden Kopfgebäude in einem Straßenzug, der nicht ohne Grund „Wasserstadt“ heißt.

Vor dem Veranstaltungsort hatten sich elf Walderseer postiert, Einwohner jenes überschwemmten Dessauer Stadtteils. Einer der Demonstranten trug ein Pappschild vorm Bauch auf dem stand „Sollen wir etwa alle AfD wählen?“ Es handelte sich um jenen bereits erwähnten Ortsbürgermeister Waldersees, und weil er nicht nur das war, sondern ebenso CDU-Mitglied und Stadtratsvorsitzender, handelte er sich einigen Ärger ein.

Andere Demonstranten forderten „Bäume raus aus der Mulde“. Wohlgemerkt: Nicht nur keine Bäume rein, sondern die, die drin sind, sollten rausgeholt werden. Die Demo verlief sehr gesittet, der zur Sicherheit abgestellte dicke Streifenpolizist hatte nichts zu tun.

In der Villa wurden jede Menge Fachleute waren aufgeboten. Wissenschaftler, Verwaltungsmenschen, Vertreter des Biosphärenreservats, Hochwasserexperten, Projektkoordinatoren, eine Abteilungsleiterin gar aus dem Bundesumweltministerium. An geballter Kompetenz herrschte mithin kein Mangel, und alle durften ihre Sicht der Dinge vortragen. Ich verknappe die Ausführungen ein wenig: Alle, die das Podium betraten, versicherten: Ufer zu entsteinen und Raubäume im Fluss zu verankern sei völlig unbedenklich.

Was gut gemeint und sicher wohlbegründet war, verfehlte indes den erhofften Effekt. Nicht nur fühlten sich manche aus dem Publikum gelangweilt angesichts der Detailversessenheit. Mir scheint, gerade die demonstrative Geschlossenheit der Vortragenden machte die Kritiker misstrauisch. Dazu muss man sich gar nicht dem aus dem Publikum geäußerten Vorwurf zu eigen machen, es handele sich um ein abgekartetes Spiel. Auch ich habe nicht kapiert, was nun noch geprüft werde und was nicht und was bereits festgezurr und was offen war. Und wenn ich meinen Aufzeichnungen Äußerungen entnehme wie, „Wir müssen sie nicht beteiligen, machen es

aber“, klingt das herablassend, obwohl es vermutlich einfach nur ungeschickt formuliert war.

Ich erspare Ihnen den weiteren Verlauf der Diskussionen, Planungen, Prüfungen. Es dauerte dann bis Oktober 2017, bis die ersten Raubäume im Wasser lagen. Einer davon unterhalb der Jagdbrücke. Als ich gesehen habe, was da in der Mulde lag, war ich verwundert. Denn das war kein Baum, sondern ein Baumtorso, ohne Äste. Und darum hatte es eine solche Aufregung gegeben? Zufällig habe ich beim Hochwasser 2013 beobachtet, wie ein Baum von der Strömung gepflückt wurde und in diese stürzte, das war nun wirklich etwas ganz anderes, nämlich ein ziemliches Spektakel.

Im Nachhinein betrachtet scheint die Wortwahl „Raubbaum“ mit Blick auf Teile der Öffentlichkeit ebenso unglücklich wie „Wilde Mulde“, weil unvermeidlich Bilder hervorgerufen wurden, die mit der Realität wenig zu tun haben. Andererseits haben am Ende die gestutzten Bäume möglicherweise mehr zur Beruhigung der Debatte beigetragen als irgendwelche behördlichen Okay-Siegel.

Dass Naturschutz gelegentlich einen schweren Stand hat, ist hinlänglich bekannt und zeigte sich auch an die Diskussionen um die „Wilde Mulde“. „Die Grünen“, wie es dann verallgemeinernd oft heißt, werden gern als ignorant gegenüber den Interessen der Menschen dargestellt (wer immer deren Interesse definiert).

Ich frage mich aber: Könnte es sein, dass der real existierende Natur- und Umweltschutz sich von vielen Menschen so weit entfernt hat wie diese sich von der Natur?

Die Frage ist weniger provokativ als sie klingt. Schauen wir nur einmal in das Paper „Wilde Mulde – Revitalisierung einer Wildflusslandschaft in Mitteldeutschland“ - einige von Ihnen waren daran als Autorinnen und Autoren beteiligt. Darin findet sich der Satz: „Bislang werden staatliche Planungen und Umsetzungsmaßnahmen jedoch vor allem unter Bezug auf rechtlich begründete Bewertungen der Funktionen des Naturhaushaltes und der Biodiversität an die Stakeholder kommuniziert.“

In dieser Substantivgirlande drückt sich wohl das Unbehagen von Naturschützern und Ökologen selbst aus, dass Naturschutz häufig als bloßer bürokratischer Akt erscheint. Im Zweifelsfall wird auf die Wasserrahmenrichtlinie oder wer weiß welche Verordnung verwiesen, als seien die über die Menschheit gekommen wie weiland die zehn Gebote.

Gewiss, wir brauchen Regeln. Auch für den Naturschutz, auch für Naturschutzmaßnahmen. Aber wenn diese Regeln zur wichtigsten argumentativen Keule werden, hat der Naturschutz ganz offensichtlich ein Problem, nämlich das mangelnder Überzeugungskraft. Seit einigen Jahren nun scheint ein Mittel gefunden, dem geradezu miraculöse Wirkungen zugeschrieben wird.

Es heißt: Ökosystemleistungen. In der Projektbeschreibung zur „Wilden Mulde“ findet sich dazu unter anderem folgender Satz: „Besonders für die Kommunikation geeignet sind die Kulturellen Ökosystemleistungen wie Landschaftsästhetik und Erholungseignung, denn ihre hohe Bedeutung für Anwohner und Touristen ist gut dokumentiert.“

Das Konzept Ökosystemleistungen ist unter Fachleuten umstritten. Deshalb verbreite ich mich hier nicht weiter darüber, sondern sage nur: Mir scheint, die Naturschützer sind speziell bei den Kulturellen Ökosystemleistungen dem Neoliberalismus auf den Leim gegangen.

Abgesehen von dieser prinzipiellen Skepsis – es gibt in meinen Augen ein konkretes Hindernis, die Kulturellen Ökosystemleistungen auf die „Wilde Mulde“ anzuwenden. Die erwähnten „Anwohner und Touristen“ haben nämlich kaum Zugang zu den neuen ökologischen und/oder ästhetischen Highlights, weil die meisten Maßnahmestellen im Naturschutzgebiet liegen.

Und dort, wo sie gut einsehbar sind, wie etwa von der Jagdbrücke, erblicken die Menschen einen mit schwerer Technik eingebrachten und mit großen Betonklötzen verankerten Rumpfbaum, der, ja was eigentlich mit ihnen macht? Ihre Seelen erhebt, wie die Romantiker es formuliert hätten? Den Erholungswert verbessert? Ihnen einen Erkenntnisgewinn beschert?

Die Dessauerinnen und Dessauer hegen ein etwas merkwürdiges Verhältnis zu ihren beiden Flüssen, der Elbe und der Mulde. Anders als etwa Dresden lassen sich nur wenige Berührungspunkte zwischen Stadt und Fluss finden. Wer der alten Route des Elberadwegs folgt, radelt an Dessau vorbei, ohne es zu bemerken.

Bei der Mulde verhält es sich etwas anders, Dessaus Kern entstand nur 300 Meter von ihr entfernt auf hochwassersicherem Gelände. Von dieser Stelle aus ließ sich gut der Muldeübergang kontrollieren, auch wurde die Wasserkraft des Flusses genutzt. Über Jahrhunderte blieb eine relative Nähe zum Fluss erhalten, bis vor Jahrzehnten eine vierspurige Straße zwischen die Stadt und den Fluss gezogen wurde und beide trennte. Was nicht weiter schmerzte: Ohnehin hatte da schon längst niemand mehr das Bedürfnis, sich der stinkenden Chemiekloake zu nähern.

Das hat sich zum Glück geändert, optisch ist die Mulde top, und die Trennung zwischen ihr und der Stadt wird als schmerzlich empfunden. Momentan läuft in Dessau ein großes Planungsverfahren in das die Bürger einbezogen sind, um diese Kluft wenigstens punktuell zu überbrücken. Vielleicht – dies nur als Anregung – kann sich hier der WWF einbringen.

Eine weitere Dessauer Besonderheit: Die Stadt liegt inmitten einer weitläufigen Parklandschaft, gestaltet vom Ausgang des 18. bis ins frühe 19. Jahrhundert. Diese gezähmte Natur im Dessau-Wörlitzer Gartenreich prägt das Verständnis von Landschaft,

von Natur. Fragt man Dessauerinnen und Dessauer nach ihrer Stadt, werden fast alle abwinken, um gleich darauf von der Umgebung zu schwärmen.

Von dieser lokalpatriotischen Begeisterung profitiert die Mulde kaum, jedenfalls ist dies meine Wahrnehmung. Ich spreche dabei aus der Perspektive eines Stakeholders. Seit vielen Jahren wohne ich nur ein paar Gehminuten von der Mulde entfernt. Ich weiß das zu schätzen, bin wöchentlich mehrfach entlang der Flusses unterwegs.

Das ist offen gestanden ein eher banales Erlebnis: Größtenteils bewege ich mich nämlich wie alle anderen auf einem von Feldern gesäumten und gepflastertem Landwirtschaftsweg. Die Mulde erblicke ich nur beim Überqueren der Jagdrücke und der Wörlitzer Eisenbahnbrücke.

Diese Brückenperspektiven finden sich zum Glück reichlich, allein im Stadtgebiet von Dessau gibt es fünf autofreie Brücken, was durchaus zu loben ist.

Direkt ans Ufer der Mulde gelangt man jedoch zwischen Raguhn und Dessau, also auf der gesamten Strecke der Unteren Mulde, an nur zwei Stellen – nämlich an den jeweiligen Wehren. Zumindest gilt dies, wenn man die Regeln für das Naturschutzgebiet beachtet.

Angesichts dieser Ausgrenzung des Menschen hat mich das Ergebnis einer Umfrage der Leibnitz-Uni Hannover überrascht: Nur drei Prozent der Befragten monierten die schlechte Zugänglichkeit des Flusses.

Man kann das gut finden, gerade aus Sicht des Naturschutzes. Die meisten verspüren offenbar kein Bedürfnis, überall hinlatschen zu müssen und geben sich mit den vorgezeichneten Wegen zufrieden. Empfindliche Biotope danken diese Zurückhaltung.

Oder sollte man es Desinteresse nennen? Stell dir vor, da fließt einer der letzten halbwegs naturnahen Flachlandflüsse in deiner Nachbarschaft und niemand geht hin?

Desinteresse, Zurückhaltung oder was auch immer: Sicher scheint, die meisten Anwohner kennen die untere Mulde so gut wie gar nicht. Was nochmals die Frage aufwirft: Wie können sie im Sinne der kulturellen Ökosystemleistungen Stakeholder sein?

Ich selbst habe das Glück, vor ein paar Jahren das Paddeln entdeckt und so im Kajak mehrfach die untere Mulde befahren zu haben. Das ist im Herbst an einigen wenigen Terminen möglich.

Obwohl ich auf der Mulde zwischen Raguhn und der Mündung nun schon mehrfach unterwegs war, bin ich doch jedesmal begeistert, wenn ich an Hochufern vorbei gleite, in denen die Wurzeln von Bäumen frei liegen oder Uferschwalben endlose Reihenhaussiedlungen errichtet haben, wenn ich kleine Slalomstrecken aus in den Fluss gestürzten Bäumen passieren kann.

Mit wie vielen Menschen teile ich diese Erlebnis? Einigen hundert vermute ich.

Das ist schade, und ich frage mich: Wäre die Diskussion zu renaturierten Ufer und Flussbäumen etwas ruhiger verlaufen, wenn die Anwohner den Fluss besser kennen würden? Wenn Sie selbst sehen könnten, dass die Bäume in der Mulde mit hoher Wahrscheinlichkeit kein Risiko für sie bergen und dass diese Wäldchen im Fluss faszinierend schön sind? Sie ahnen: Ich tendiere dazu, die Frage mit Ja zu beantworten.

Etwas anderes, etwas Grundsätzlicheres kommt hinzu. Seit Jahren wird der Zustand von Natur und Umwelt überwiegend als problematisch bis katastrophal kommuniziert. Kein Zweifel, die Warnungen etwa vor dem Klimawandel sind berechtigt, mehr als berechtigt. Und ja, das Artensterben beunruhigt. Diese Alarmzeichen, sie können aufrütteln und bei Einzelnen eine Verhaltensänderung auslösen. Aber wirkt ein „I want you to panic“ tatsächlich und nachhaltig? Kann das eine Handlungsanweisungen sein? Angesichts der jüngsten Statistiken zu SUV-Verkäufen und Flugreisen in Deutschland hege ich meine Zweifel. Und um nicht immer auf andere zu zeigen: Obwohl ich weiß, dass sie mir meinen ökologischen Fußabdruck versaut, habe ich mich meine mit 80 Quadratmetern für einen Einzelnen viel zu große Wohnung nicht aufgegeben. Um zu spekulieren: Könnte es nicht sein, dass dieses Dauerfeuer von Katastrophenmeldungen einen Fatalismus des Einzelnen ebenso befördert wie den ganzen Gesellschaften?

Aus der Psychologie ist der Bystander-Effekt bekannt und gut untersucht: Werden Menschen Opfer von Gewalttaten oder eines Unfalles, nimmt die Wahrscheinlichkeit, dass ihnen Hilfe zuteil wird, mit der Zahl der Beobachter ab. Hollywood machte aus einem realen Fall sogar einen Film: „Angeklagt“ mit Jodie Forster. Diese Gruppenignoranz erwächst nicht aus Bösartigkeit, sondern aus gefühlter Hilflosigkeit.

Wissenschaftlich mag das unhaltbar sein, dennoch erlaube ich mir, den Bystander-Effekt auf die Natur- und Umweltproblematik anzuwenden, als Hilfskonstruktion sozusagen. Ich denke, der real existierende Naturschutz könnte den Bystander-Effekt etwas abmildern.

Er müsste er sich weniger hinter Richtlinien verschanzen oder Ökosystemleistungen verkaufen, er müsste den Menschen zugewandter auftreten. Er könnte nach Möglichkeiten suchen, ihnen den behutsamen Zugang zur Natur erleichtern, ihnen zeigen, dass er mehr schützenswerte Lebewesen auf der Welt gibt als den Großen Panda.

Und er sollte häufiger positive Botschaften versenden, seine Erfolge herausstreichen. Der Seeadler war durch Jagd und später den Einsatz von DDT fast ausgestorben? Wer heute auf der unteren Mulde unterwegs ist, hat gute Chancen, diesem Raubvogel zu begegnen. Aber wer weiß das schon?

Der WWF hatte bei den Mulde-Fluss-Tagen einige Touren im 10er-Canadier auf den letzten Kilometern der unteren Mulde angeboten. Ich hab dabei häufiger mitgefahren und weiß deshalb: Die Gäste waren einfach glücklich. Weil sie zum ersten Mal einen Eisvogel

gesehen haben oder das Wasserwäldchen kurz vor der Mündung. Nie hatte jemand von ihnen so zuvor die Mulde erlebt – obwohl sie aus Dessau kamen.

Wohlgemerkt: Ich befürworte keinen Naturtourismus entlang der Unteren Mulde, sie soll, sie darf, ein ruhiger Fluss bleiben. Es geht ausdrücklich nicht darum, - ein wahres Horrorszenario für mich - diesen Fluss mit seinen Totholzabschnitten zur Kulisse für Instagramer zu degradieren: Junge Frau mit langen blonden Haaren, gern mit keck nach hinten geschobene Hut auf dem Kopf vorn im Kanu sitzend mittig im übersättigten Bild platziert und zu allem Überfluss das Paddel falsch haltend. Es geht darum, den Menschen vor Ort zu zeigen, welche Wunder die Natur völlig zweckfrei bietet und was sie verlieren könnten, wenn sie selbst und die Menschheit so weiter machen wie bisher. Dass ihnen, den Walderseern zum Beispiel, ein Stück ihrer Heimat verlustig gehen könnten, eines, das Ihnen keine Ostrandstraße ersetzen wird können, ein immer noch durch Dessaus Stadtrat torkelnder Bauprojekt-Zombie in Muldenähe.

Hier, beim Zugehen auf die Menschen, könnten Umweltverbände wichtige Rollen übernehmen, als Türöffner fungieren, als Vermittler. Und auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollten sich nicht zu schade sein, der Gesellschaft verständlich zu erklären, was sie warum tun und herausgefunden haben.

Ich würde mich deshalb freuen, wenn die „Wilde Mulde“ eine Fortsetzung finden würde – in anderer Form und gern auch unter anderem Namen. Themen, sich mit ihr zu beschäftigen, gäbe er reichlich, angefangen von Beta-HCH bis zur Geschiebe-Falle Muldestausee. Einen wilden Fluss wird man aus ihr nicht mehr machen können. Aber mit viel Geduld, Engagement und Behutsamkeit einen Fluss, den die Anrainer mehr als bisher als ihr ganz besonderes Stück Natur lieben lernen.

Und sollte es weitere Mulde-Fluss-Tage geben und dort kleine Paddeltouren auf der Mulde angeboten werden, dann kann man mich gerne fragen, ob ich auf Schlag fahre.